

Frauenberg bei Leibnitz — seit alters ein „Heiliger Berg“

Von Walter Modrijan

Wer den Versuch unternimmt, die Vorgeschichte des Gebietes von Flavia Solva zu beleuchten, wird im Zuge seiner Forschungen an Ort und Stelle ganz bestimmt vom Seggau- und Frauenberg (Ortsgemeinde

Seggauberg) angezogen werden.^{1, 2} Über die Einsattelung, die die beiden Höhenstellungen trennt, muß jahrhundert- oder jahrtausendlang der Verbindungsweg zwischen dem Sulmtal und dem Leibnitzerfeld geführt haben. Der beherrschende Eindruck entspricht durchaus der Bedeutung der Lage als Sperre am Ausgang des Sulmtales, und die Sichtverbindung mit allen wichtigen und bekannten Höhensiedlungen rundum am Rande des mittelsteirischen Berglandes unterstreicht die Gunst der Lage. Der langgestreckte Hauptplatz von Leibnitz ist ebenso auf die Wallfahrtskirche auf dem Frauenberg hin ausgerichtet, wie es jene von der Landschaftsbrücke her führende Hauptstraße von Flavia Solva auf eine einst nahe der Wallfahrtskirche gelegene Kultstätte auf dem Frauenberg war.

Die Überlegungen auf Grund der Umweltbedingungen müssen aber in solchen Fällen irgendeinmal durch die Spatenforschung gestützt werden. Daher ist es eigentlich verwunderlich, daß man so lange gezögert hat, Grabungen in diesem Bereich zu unternehmen. Gewiß macht die mächtige und tiefgründige Verbauung des Seggauberges durch das bischöfliche Schloß eine archäologische Untersuchung dieses Geländes unmöglich. Es stellt aber der Solidität der romantischen Vorstellungen der Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg das beste Zeugnis aus, daß man ohne besondere Zweifel angenommen hat, daß alle heute im Seggauer Schloßhof zu einem Freilichtmuseum vereinigten Römersteine — und sie sind ja nur ein bescheidener Teil der einst hier vorhandenen! — aus der einige Kilometer entfernt in der Ebene liegenden Stadt Flavia Solva heraufgebracht worden waren. Aber der steigende Einfluß technischer Überlegungen auf die Forschung hat derlei Steintransporte hier und anderswo mit etwas kritischeren Augen betrachten lassen. Und so wagte O. Lamprecht in seiner dankenswerten Studie über „Die älteste Besiedlung von Frauenberg“³ schon 1936 den Hinweis auf eine so bedeutende Besiedlung der Terrassen, daß man dieses kostbare „Baumaterial“ auch in unmittelbarer Nähe gewonnen haben könnte. Es sind jedoch, durch Krieger- und Nachkriegsjahre bedingt, noch mehr als zehn Jahre vergangen, ehe man den Spaten ansetzte, um zu klären.

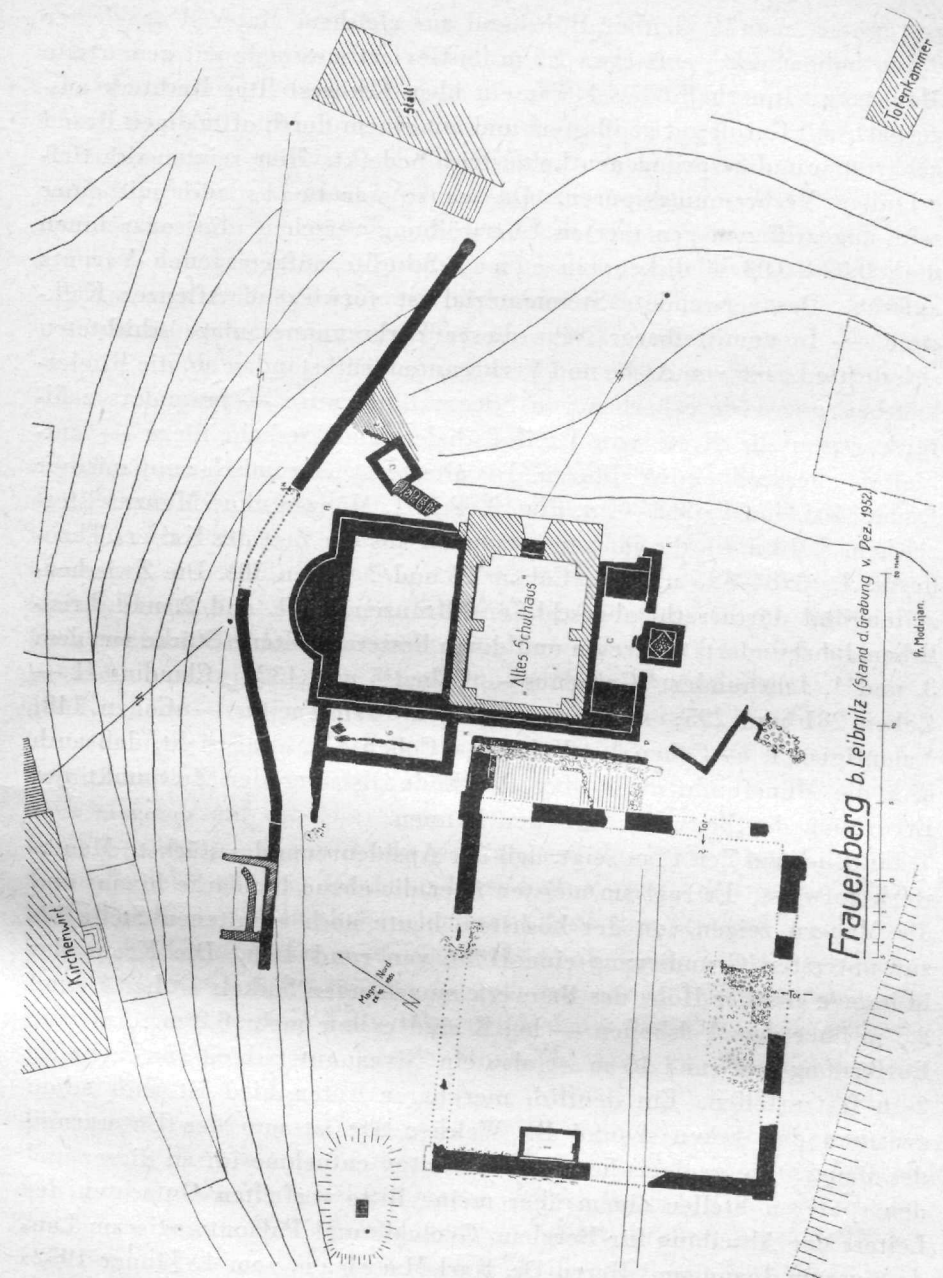
Im Mai 1951 konnte ich auf der Höhe südwestlich der heutigen Wallfahrtskirche in der Nähe des im topographischen Bericht von O. Lamprecht³ oft genannten Kirchenwirtes erfolgreiche Probegrabungen durchführen. Der Dechant von Leibnitz, bischöflich Geistlicher Rat Thaler, hat hiezu freundlicherweise die Erlaubnis erteilt.

Im Auftrage des Landesmuseums Joanneum konnte dann im Herbst des gleichen Jahres mit größeren Freilegungen begonnen werden. Daß gleich an der richtigen Stelle angesetzt wurde, verdanken wir dem Interesse und der guten Beobachtung von Herrn Insp. Heidinger in Frauenberg. Er hat bald erkannt, daß jener „Felsen“, der nordwestlich des die

Gegend beherrschenden „Alten Schulhauses“ auf die Straße beim Kirchenwirt herunterschaut, und der Material zum Straßenschottern liefern sollte, soviel zementartige Mörtelbindung in den Fugen aufwies, daß man dabei an eine Mauer denken mußte. Das mahnende heimatkundliche Gewissen des Leibnitzer Gebietes, Herr Fachlehrer Eduard Staudinger, hat uns dann diese Beobachtungen vermittelt. So zeigt sich hier ein vorbildlich vermittelnder Weg, der auch zu Ergebnissen führte, die erwarten lassen, daß die Rolle und Besiedlung von Frauenberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit eine immer eingehendere Erforschung erfährt.

Wie steht es nun am Ende des Jahres 1952 mit den Grabungsergebnissen? Ich darf gleich anfangs erwähnen, daß gemäß der Natur der Sache hier in diesem Vorbericht zumindest einige Schlußfolgerungen nur vorläufiger Natur sein können. Zunächst der Grabungsbefund selbst:

Schon die kurze Probegrabung zeigte, daß das im Jahre 1730 erbaute „Alte Schulhaus“, das heute als Missarwohnung dient, die römischen Mauern teils als Grundmauern benützt. Die weitere Freilegung des Hauptgebäudes ergab schließlich folgendes Bild. Ein von SO nach NW sich erstreckendes Rechteck im Ausmaß von rund $20 \times 11,5$ m ist von drei Seiten — die südöstliche ist offen — von 1 m dickem Steinmauerwerk eingeschlossen (s. Abbildung: A—B—D—F). In der Mitte der NW-Wand springt mit einer Basis von etwa 6 m eine halbrunde Apsis etwas über 2 m nach NW vor; sie ist voll durchgemauert, so daß die Mauerung an der dicksten Stelle mehr als 3 m mächtig ist. Dieses Viereck samt Apsis ist noch durch einen Gebäudesockel von 0,6 m Mauerdicke verstärkt, dessen Ansatz an allen Stellen noch unter der Krone des heute noch erhaltenen Mauerwerks zu sehen ist. Die Apsis hat also samt Sockel an der mächtigsten Stelle eine Mauerstärke von rund 4 m. Der Sockel hat etwa von K ab in Richtung D nur mehr eine Höhe von 0,2 m vom gewachsenen Boden ab. Er hat seine Funktion als Mauerverstärkung dort bereits verloren. Im Rahmen des Rechteckes A—B—D—F läßt das Bauwerk folgende Unterteilung erkennen: I) eine durch zwei seitliche Mauerwangen, die bei D und F deutlich abgestrichen und nicht abgebrochen sind, und die Querwand bei C begrenzte Vorhalle von etwas weniger als 3 m Tiefe; II) den durch das als „Altes Schulhaus“ bezeichnete Missarhaus überbauten Raum, und III) den Apsidenraum. Dieser weist auch im Innern an zwei Seiten sockelartige Mauerverstärkungen (s. Abbildung) auf. Besonders deutlich kommt jene an der Trennungswand zum überbauten Raum II zum Ausdruck. Dieser Sockel setzt in gleicher Höhe an wie jener an der Außenwand. Auch im Raum III setzt an der Wand, die ihn vom Apsidenraum trennt, ein verstärkender Sockel an, gleichfalls in der Höhe der übrigen. Er ist im Keller des Hauses trotz Verputz heute noch deutlich erkennbar. In diesen Keller gelangt man



überdies über vier Stufen, die durch Abtreppung der durchziehenden römerzeitlichen Mauer erzeugt wurden. In der Vorhalle reichen von den Seitenwangen rechts und links die Reste von 2 m breiten gemauerten Podien nach innen. Vor der Vorhalle umgibt ein vom Gebäudesockel

getrennter, aber in gleicher Höhe und aus gleichem Material angelegter 0.2 m hoher Sockel eine etwa 1.5 m im Geviert messende gut gemörtelte Mauerung. Innerhalb dieser war ein über Eck gestelltes Rechteck ausgespart, mit Geröll gut gepflastert und mit einem durch oftmaligen Brand gehärteten und gesprungenen Lehmstrich bedeckt. Hier zeigten sich tiefgründige Verbrennungsspuren. Das ganze war teils noch mit einer sehr angegriffenen gemauerten Überwölbung versehen, die sogar innen noch 0.02—0.03 m dicken, in einer Schichte aufgetragenen Verputz aufwies. Das verwendete Steinmaterial ist vorwiegend Aflenzer Kalkstein. — In unmittelbarer Nähe dieser Verbrennungsanlage schichteten sich dichte Lagen von Asche und Verbrennungsrückständen ab, die Rinderknochen und viele Scherben von Schwarztöpferware — besonders zahlreich waren die Reste von Dreifußschalen und Deckeln hiezu — enthielten, aber auch einige Münzen. Die älteste ist ein römisch-campanischer Denar (Babelon I.: 268—4 v. Chr., I. Per. 1. Münzen ohne Münzmeisterzeichen, S. 40 n. 6), die jüngsten stammen aus der Zeit des Kaisers Theodosius I. (378—395 n. Chr.; Cohen 27 und ? Cohen 30). Die Zwischenzeiten sind durch recht abgeschliffene Bronzen des 1. und 2. nachchristlichen Jahrhunderts vertreten und durch besser erhaltene Stücke aus dem 3. und 4. Jahrhundert (Gallienus — Cohen 5 und 1322; Claudius II — Cohen 281 und 295; Aurelian — Cohen 159; Tacitus — Cohen 148; Valentinian I. — Cohen 37; Valens — Cohen 11). Man sieht, daß auch hier die Münzfunde mehr über das Ende als über den Zeitpunkt der Errichtung des Bauwerks aussagen können.

Ein Blick auf den Plan zeigt, daß der Apsidenraum das stärkste Mauerwerk aufweist. Er ragt am meisten über die ebene Baufläche hinaus und die Mauern zeigen von der höchsten, heute noch erhaltenen Stelle bis zur untersten Grundierung eine Höhe von rund 4 m. Die Krone des in immer gleicher Höhe das Bauwerk umgebenden Sockels ist bei A rund 2.5 m über dem Felsboden — bei K sind es nur mehr 0.2 m. Auf eine Entfernung von rund 15 m ist also ein Niveauunterschied von mehr als 2 m festzustellen. Ein deutlich merkbarer Unterschied ist auch schon zwischen den Ecken A und B. Welcher Art ist nun der Untergrund des Baues? Die geologischen Gegebenheiten entnehme ich an dieser und den späteren Stellen einem über meine Bitte verfaßten Gutachten des Leiters der Abteilung für Bergbau, Geologie und Paläontologie am Landesmuseum Joanneum, Herrn Dr. Karl M u r b a n, vom 4. Jänner 1952: „Die römischen Bauten stehen auf einem Rücken, der aus weichem Grünschiefer (Diabasabkömmling) aufgebaut ist. Dieser Grünschiefer ist tiefgründig verwittert und infolge der Terra-rossa-Verwitterung rot gefärbt. Wo der Rücken gegen die Kirche, also gegen Osten abfällt, ist die Verwitterung besonders tiefgehend, was auch bereits bei der Aufführung der

Bauwerke berücksichtigt wurde. — Da der Felsgrund nicht besonders standfest war, infolge der Verwitterung und nicht zuletzt durch das Schichtfallen parallel zum Hange, mußte eine tiefgreifende Grundierungsmauer mit 2 m Breite aufgeführt werden.“

Die massive Bauweise hat ihren Grund sicherlich im Streben nach möglichst großer Sicherheit, und man kann vielleicht eine Stützung dieser Auffassung darin sehen, daß auch der Erbauer des Hauses von 1730, dessen Plan möglicherweise entstand, ohne daß man die als Untergrund so gut zu verwendenden römischen Mauern kannte, an der Ostseite mit dem labilen Fundierungsgrund zu einer 2 m dicken Mauer Zuflucht nahm, während er an den übrigen drei Seiten mit einer Mauerstärke von 0.5—0.7 m auskam. Die die Apsisseite in einem großen, flachen Bogen umhiegende Einfassungsmauer basiert auf dem gleichen Niveau wie das zentrale Bauwerk. Sie hat zumindest an der Nordfront auch einen stützenden Zweck als Futtermauer. In ihrem der Ecke B angenäherten Teil läßt sie aber erkennen, daß sie einst die damalige Bodenfläche ziemlich überragt haben muß. Wieweit sie etwa als Umfassungsmauer eines („Heiligen“) Bezirkes zu werten ist, läßt sich nicht sagen, weil ihre ergrabenen Endpunkte Abbruchstellen sind. Die Fortsetzung des westlichen Endes ist wohl bei Anlegung der Straße und der Verebnung für das Gehöft des Kirchenwirtes samt dem Hügel abgetragen worden, die Fortsetzung im Osten muß spätestens bei Errichtung des Stalles und des Mesnerhauses vernichtet worden sein. Bei Probegrabungen an anderen Stellen ist man noch nirgends auf die Mauer gestoßen. Die Verebnung vor der Front D—F ist ebenso wie ihre leicht geneigte östliche Fortsetzung mit einem Stampfboden versehen, der dadurch geschaffen wurde, daß man die etwas höckerige Basis aus Leithakonglomerat (Basis des Tortons) — die hier bereits den Grünschiefer zu überlagern beginnt — mit Schotter und Lehm ausfüllte. Dieser Befund stützt sich nur auf einige Versuchsgräben. In Richtung Totenkammer fällt dann das Gelände als Folge von späteren Erdatgrabungen in einer kurzen Steile ab. Hier ist also nichts mehr zu erwarten.

Im dritten Bauwerk (I), das mit der Ecke A und der Umfassungsmauer die gleiche Basis hat, kann man eine Abwässeranlage vermuten. Es ist noch bis zu einer Mauerhöhe von etwa 1.5 m erhalten. Die durchschnittlich 0.5 m dicken Mauern sind vorwiegend mit großen Brocken (meist feiner Sandstein und feinkörnige Konglomerate) nicht besonders sorgfältig gefügt. Auch Ziegelbruch wird da und dort verwendet. Der Mörtel ist grau, mit viel feinem Sand, aber nur wenig Kalk. Er hat die gleiche Zusammensetzung wie jener, der auch für minder wichtige Bauten in der römischen Siedlung auf dem Kugelstein bei Deutschfeistritz festgestellt wurde. Die Bausteine für diese Sickeranlage konnten aus Auf-

schlüssen gewonnen werden, die etwa 40 m südlich an einem etwa 2 m hohen Steilabfall zu sehen sind. Man hat wohl einst hier auf einer Länge von 100 m Sandsteine gewonnen und dabei einen senkrechten Hang geschaffen, dessen Steile heute durch Nachbröckeln gemildert ist. Von der Rückwand der Sickergrube, in der ein viereckiges „Fenster“ ausgespart und durch gesondert bearbeitete Blöcke umgrenzt ist, führt ein Kanal in Richtung zum Hauptgebäude über die Sockelhöhe aufwärts. Er bildet mit der östlichen Gebäudefront einen spitzen Winkel. Die Art des Zusammentreffens mit dem Mauerwerk ist aber leider nicht mehr feststellbar. „Die Sohle des Kanals ist ausgepflastert mit faustgroßen Quarzgeröllen, zum Teil auch aus Amphibolitgeröllen, die aus dem Terrassenschotter stammen können.“ Bei der seitlichen Begrenzung wurde auch Grünschiefer verwendet. Der Kanal war gedeckt mit großen Sandsteinplatten verschiedener Größe; die Zwischenfugen verstopfte man mit kleineren Stücken.

Da bereits festgestellt ist, daß Hauptgebäude, Abwässeranlage und Stütz- oder Umfassungsmauer auf dem gleichen Niveau basieren und wohl auch zusammengehören dürften, können wir auch nach dem Zweck der Anlage fragen. Schon der Grundriß des zentralen Bauwerks läßt an eine Kultstätte denken. Die Opferstätte unmittelbar vor der Vorhalle und damit vor dem Eingang muß den Eindruck verstärken. Aber welcher Gottheit diene dieser Tempel, dessen Grundriß wohl mehr römische Baugesinnung als einheimische Tradition verrät? Andererseits läßt die Lage auf der wirklich beherrschenden Höhe des Frauenberges den Platz traditionsgesättigt erscheinen. Aus der Anlage, die nicht nur durch die Überbauung gelitten hat, sondern — das kann man vorwegnehmen — um 400 n. Chr. gründlich und mit Bedacht zerstört worden sein muß, kann zwar noch manches erschlossen, aber über den Kult kaum Endgültiges gesagt werden. Es könnten uns also nur Inschriften weiterhelfen. Im Hinblick auf die im Schloß Seggau eingemauerten Römersteine, die mehrmals auf Mars Latobius weisen, hat man auch für den Frauenberg an einen Tempel des Mars Latobius gedacht. Hierfür gibt aber der bisherige Stand der Grabung keinerlei Anhaltspunkte. Nun ist man wohl bei der Vernichtung der Kultdenkmäler auf dem Frauenberg besonders gründlich gewesen; wesentliche Reste werden natürlich auch bei der Errichtung der Kirche und der Ortschaft verbaut worden sein. Bei den auf Grund der römischen Gesetzgebung in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. erfolgten Tempelzerstörung ist man im allgemeinen in ganz bestimmter Art vorgegangen. Der dabei geübten Sitte ist man auch hier nicht ganz untreu geworden. Wenn man zum Beispiel auf dem heutigen Boden Kärntens⁴ das zerschlagene Inventar und die inschriftlichen Zeugen in Gruben sammelte, so zeigte sich auf dem Frauenberg

eine solche Anhäufungsstelle vor der Ecke D in etwa 1.3 m Tiefe, allerdings nicht eingegraben, sondern auf dem Niveau der damaligen Bodenoberfläche. Hier konnte eine ungefähr 4×4 m messende Aufschüttung aus klein zerschlagenen Marmorstücken, Marmor- und Mörtelstaub und Kalksteinstückchen aufgedeckt werden, die teilweise auch noch den Mauerrest südlich D überschichtete; die noch erhaltene Höhe dieses von einem älteren aber auch römischen Bau stammenden Restes (Mauerstärke $1\frac{1}{2}$ röm. Fuß) geht nicht über jene des Gebäudesockels hinaus. Die geschilderte Aufschüttung überschichteten intensive Verbrennungsrückstände — Holzkohle und braunroter Lehm — und darauf lagen zerschlagene Reste vom Steininventar, von allerlei Architekturteilen und Inschriften aus Marmor und Aflenzner Kalkstein. Datiert wird dieses Zerstörungswerk durch die früher erwähnten, in unmittelbarer Nähe gemachten Münzfunde; eine Kleinbronze des Valens lag außerdem mittendrin. Ein fast vollkommen erhaltener Weihealtar war auch dort hin geworfen worden; leider war die Inschrift getilgt. Von anderen Inschriftsteinen fanden sich nur kleinere Bruchstücke mit einzelnen Buchstaben. Sie entsprachen dem Stil nach jenen auf dem Rest eines mächtigen Marmor-Basisblocks, der uns wenigstens einen bescheidenen epigraphischen Anhaltspunkt gibt, welcher Gottheit das Fanum geweiht gewesen sein könnte. Das erwähnte Reststück mißt etwa $0.58 \times 0.27 \times 0.35$ m, der noch in $1\frac{1}{2}$ Zeilen erhaltenen Schrift steht die Fläche von 0.35×0.27 m zur Verfügung. Die zweite Zeile, die vom unteren Blockrand 0.07 m entfernt ist, ist eine Schlußzeile, wie man aus der Bearbeitung der Basisfläche einwandfrei ersieht. In schönen, deutlichen 0.11 m hohen Schriftzeichen kann man noch C.PRO lesen; der Punkt steht in der Zeilenmitte und ist dreieckig. In der in einem Abstand von 0.05 m darüber stehenden Zeile, deren Buchstaben nur mehr im unteren Teil (in einer Höhe von 0.04 m) erhalten sind, ist I S I zu erkennen. Wenn das C der Anfangsbuchstabe der 2. Zeile ist, was man nicht zu bezweifeln braucht, aber nicht einwandfrei sagen kann, weil der Stein auch dort so abgeschlagen wurde, daß der äußerste Teil des C-Bogens fehlt, darf man das Anfangs-I in der oberen Zeile als gesichert betrachten. Das S ist eindeutig, weil es im Alphabet keinen Buchstaben gibt, dessen Unterteil dem S gleicht. Das zweite „I“ könnte natürlich auch der Teil eines anderen Buchstaben (F, H, M, N, P, R) sein; 0.03 m dahinter ist der Stein wieder abgeschlagen; das darunter stehende O ist ja auch nicht mehr zur Gänze erhalten. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht aber für das I. Die größeren Zwischenräume zwischen den Buchstaben der oberen Zeile, 0.07 m gegenüber etwa 0.04 m der unteren, heben die Bedeutung des dort genannten Namens wohl auch hervor. Wenn man somit mit einiger Wahrscheinlichkeit an Isis denken darf, so ist

etwa in Anlehnung an den vom Ulrichsberg in Kärnten⁵ her bekannten Text ein: ... ISIDI ... C.PRO ... wohl möglich. Unter den Seggauer Steinen² taucht auch einmal ein Cassius Profuturus und ein andermal ein C(aius) Junius Provincialis auf. Ob wir es bei unserem Mann mit dem Erbauer oder Erneuerer des Tempels zu tun haben, oder mit dem Stifter von irgend etwas — wahrscheinlich —, bleibt unserer Phantasie überlassen.

Über Herkunft, Bedeutung und Entwicklung des Isiskultes⁶ kann im Rahmen dieses vorläufigen Berichtes nur auf die zuständige Literatur verwiesen werden. Die Isis als ursprünglich kosmische Gottheit ist für uns hauptsächlich als Landesmutter im weitesten Sinne interessant. Ihr Wesen ist so vielgestaltig und an so zahlreiche antike Gottheiten angeglichen — als die an Demeter-Ceres angegliche Fruchtbargöttin wird sie auch in den Glaubensvorstellungen der Frauenberger dem Acker das segenspendende Naß zugeführt haben —, daß wir uns fragen müssen, wie die „Vielnamige“, wie „ISIS MYRIONYMA“ hier geheißen haben könnte?

Der bereits behandelte Schrifttext bringt natürlich keine Aufschlüsse. Aber wenn wir die Idee einer allumfassenden Muttergottheit⁷ dem ursprünglichen — illyrischen — Volksglauben zugehörig halten und ihn mit dem der römischen Zeit entsprechenden Isiskult in Verbindung bringen, kann diese Rolle, nach allem was wir bisher wissen, nur der Noreia zufallen. Es spricht, wenn wir mit der Deutung eines Isistempels einverstanden sind, nichts dagegen, für unsere Kultstätte das anzunehmen, was wir von Kerschbach bei Windischfeistritz in der einstigen Untersteiermark⁸ oder von Hohenstein bei Feistritz-Pulst⁹ und dem Ulrichsberg⁵ in Kärnten wissen. Sowohl jener Teil des Doppeltempels auf dem Ulrichsberg, der dem Kult der Noreia Isis diente, als ganz besonders der Grundriß des Heiligtums in Hohenstein¹⁰ — wie der Frauenberg ein rechteckiger Podiumtempel mit „einem wahrscheinlich auf der Treppe stehenden Altar“ (auf dem Frauenberg stand er am Anfang der Treppe) — weisen mit unserer Anlage manche bedeutsame Gemeinsamkeit auf. Trotz der gründlichen Vernichtung aller brauchbaren Anhaltspunkte auf dem Frauenberg dürfen wir natürlich mit einem so prächtigen Zeugnis für die Verbundenheit des Noreia-Isiskultes mit dem Wasser, wie es durch das tiefe Bassin vor der Apsis auf dem Ulrichsberg zum Ausdruck kommt, bei uns nicht hoffen. Aber recht eindrucksvolle Reste eines etwa 0.1 m dicken Stein-Lehmgußbodens mit viel Beimischung von Ziegelklein, die sich zwischen A und J (s. Plan) fanden, weiters durch intensive Ziegelmehlbeimischung zinnoberroter Bewurf vom aufgehenden Mauerwerk, von dem Stücke hauptsächlich in der Umgebung von G. gefunden wurden, und nicht zuletzt die seltene Abwässer-

anlage (J) weisen darauf hin, daß auch in diesem Heiligtum das Hantieren mit Wasser, das zumindest äußerlich die südländische Isis mit der norischen Hauptgottheit verband, zu einer unumgänglichen und vielleicht wichtigsten Kulthandlung gehörte. Was in dem heute durch das „Alte Schulhaus“ überbauten Raum II vorgegangen sein kann, läßt sich am allerwenigsten sagen, weil der Boden des heutigen Kellers auf jeden Fall unter dem antiken dieses Raumes liegt. Man hat um 1730 beim Bau dieses Hauses, was man aus dem Grabungsbefund der Umgebung dieses Tempels ersah, das ausgeschachtete Material zum Teil für das Planum westlich des Tempels verwendet, zum größeren Teil aber über den nordseitigen Hang, vor allem über die Umfassungsmauer nächst B geschüttet. Dieses Material bestand aus Bauschutt, in dem auch zerschlagene massive Dach- und Firstziegel aufschienen, aus viel Scherben, Rinderknochen und auffallend viel Hornresten einer (oberitalienischen?) Langhornrinderrasse. Vielleicht spielt dabei eine Rolle, daß zu den Attributen der Isis außer Fackel, Mohn, Kornähren usw. auch das Kuhgehörn gehört. Auch Ackergerät — ein gut erhaltener eiserner Arling — befand sich unter den Frauenberger Funden.

Der restlos herausgerissene und über die Mauer geworfene Gußboden, dessen Teile wir zwischen A und J fanden, gibt Gelegenheit, einiges über die Art der Zerstörung zu sagen, die wir nach allem wohl in die Zeit der letzten Regierungsjahre des Kaisers Theodosius (379—395 n. Chr.) — oder bald nachher — verlegen können, in denen die Isisverehrung vernichtende Stöße erhielt. 392 n. Chr. erfolgte z. B. ein allgemeines Verbot der Opfer an heidnische Götter. Der aufmerksame Betrachter des Planes wird schon gemerkt haben, daß der weiße Fleck bei C unorganisch wirkt und weiters zwischen den einzelnen Räumen die Durchgangstüren fehlen. Das klärt sich leicht auf, wenn man erkennt, daß das Mauerwerk einst überall in gleicher Höhe bis knapp unter Schwellhöhe abgetragen wurde. Damit löst sich auch das Rätsel der vollgemauerten Apsis, die man sich natürlich über dem Fußboden im aufgehenden Mauerwerk hohl denken muß. Sie wird wohl der zentralen Kultfigur Platz geboten haben — wobei man aber ebenso wieder an eine Verbindung mit Wasser (s. Magdalensberg/Kärnten!) auch denken darf? —, für deren Rekonstruktion uns keine örtlichen Fundzeugen zur Verfügung stehen. An figuralen Darstellungen fand sich überhaupt nur der Unter- teil einer im ganzen etwa 0.2 m hohen, sitzenden weiblichen Gewandstatuette. Wenn sie eine Isis darstellen sollte, dürfen wir vielleicht an die Mutter mit dem Kind denken, d. h. die häufige Darstellung der Isis mit dem Horusknaben. Aber auch das bleibt unserer Phantasie überlassen. Zum Baulichen ist noch zu bemerken, daß man sich den Aufgang durch die Vorhalle zum Tempeltor durch Stufen verbunden denken muß;

die beiden Podien flankierten diesen Aufgang, was verschiedenen Kult-handlungen recht dienlich gewesen sein muß. Stufentrümmer wurden wohl gefunden, allerdings nicht an Ort und Stelle, ebenso wie die Reste des steinernen Türrahmens und der Schwelle, die zusammen mit einem schweren Bruchstück einer zerschlagenen und mit Weinlaubverzierung versehenen Marmorara die Spolienmauer G bildeten. Zahlreiche Trümmer der gründlich zerschlagenen Außen- und Innenarchitektur lagen an verschiedenen Stellen.

Der westliche Anbau an der Außenwand von Raum III stammt, dem Mauerwerk nach, das kaum fundiert, schlampig und unter Mitbenützung von zerschlagenen Marmor-Architekturtrümmern errichtet wurde, aus einer Zeit flüchtiger Bewohnung. Möglicherweise ist nach einem Brand, dessen Spuren die östliche Langseite deutlich, die Ecke B nur schwach zeigt, ein Teil der westlichen Mauer noch stehengeblieben. Man hat dann vielleicht daran, ehe man alles Mauerwerk abtrug, einen etwas flüchtigen Bau gefügt und mit einem Pultdach versehen. Durchziehenden Germanen mag sich hier zu Ende des 4. oder Anfang des 5. nachchristlichen Jahrhunderts ein Domizil geboten haben. Hinter der bereits erwähnten Spolienmauer G türmte sich Bauschutt vom Hauptbau und wurde dadurch gehindert, sich im ganzen Zubau auszubreiten. Bei g lagen die Reste eines „Zigeunerfeuers“. Um eine gute Basis und Seitenschutz zu haben, zerschlug man verzierte Marmorplatten. Der gute griechische Marmor hielt die Hitze aus. Wir sammelten die Stücke sorgfältig und konnten die Platten wieder zusammenfügen.

Das große Rechteck, dessen 4 röm. Fuß starke Mauer nicht mehr an allen Stellen erhalten war und dessen Ecken deutlich verstärkt sind, steht bereits auf ebenem Platz. Die in schlechter Lehmörtelbindung errichteten Grundmauern sind etwas in die rotgefärbte Verwitterungsschicht des Grünschiefers eingetieft. Die Mauerreste begleitete nur geringfügiger Bauschutt. An ein gemauertes Hospitium als Unterkunft für die Pilger ist kaum zu denken. Das Innere der etwa 20 m im Geviert messenden Fläche ist außerdem ungegliedert, so daß wir auch nur eine einfache Umhegung vor uns haben können. Daß die Anlage zu den Zeiten der Feste und Prozessionen, die der Kult erforderte, den Pilgern gedient haben muß, läßt wohl der Einbau I vermuten, den man am besten als Kühlraum für Getränke und Nahrungsmittel auffassen kann. Amphorenscherben und Deckel wurden hier festgestellt.

Die Reste der Bauten westlich von B aus drei verschiedenen Bauperioden — die älteste mit dem Bogenansatz mag von einem Bad her-rühren und entspricht dem Mauerwerk südlich von D, ist also schon vor den Tempelbau anzusetzen —, an die die Umfassungsmauer stößt und die sie teils als Fortsetzung benützt, können nichts mehr aussagen, was

uns weiterbringt. Westlich davon und von dem umhegten Viereck ist die Grabung erst in Gang gekommen.

Die Grabungen im Bereich der höchsten Kuppe des Berges „auf der Eadn“ haben zwar nicht alle Erwartungen erfüllt, doch den wichtigen Anschluß an die hallstattzeitliche Besiedlung gebracht. Sie sind noch nicht abgeschlossen und sollen hier auch nicht behandelt werden.

Was wir auf Grund der bisherigen Grabungen im Bereich der Tempel-anlage sagen können, ist im wesentlichen erläutert worden. Das Bauwerk, das wie jenes in Hohenstein^{9,10} zwar keine baulich erkennbare, aber gewiß starke ideelle Bindungen an die vorrömische Zeit hatte, ist frühestens gegen Ende des 1. und spätestens in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. erbaut worden. Seiner Mauerung nach stammt es jedenfalls aus der 1. Bauperiode von Flavia Solva. Ob der auch bereits römerzeitliche Mauerrest südlich D etwa von einem kurzlebigen und kleinerem Vorgänger unseres Tempels stammt, läßt sich nicht ent-scheiden. Vespasian/Domitian — besondere Gönner des Isiskultes — einerseits und Hadrian andererseits charakterisieren die Zeitspanne, die für die Erbauung in Frage kommt. Die Katastrophe der Markomannen-kriege scheint das Bauwerk gut überstanden zu haben. Die Vernichtung glaube ich mit Grund um das Jahr 400 n. Chr. ansetzen zu können. Die Anlage erfüllt die Voraussetzungen für den Kult der (Noreia-)Isis auch hinsichtlich des uns bis heute bekannten Ritus durchaus. Die Hilfe-stellung durch die epigraphischen Zeugen würde man sich eindeutiger wünschen. Wer die Verbindung zum nachrömischen Leben auf dem Frauenberg herstellen will, mag dies in der ihm zweckmäßig erscheinenden Weise tun. Die psychologische Vorbereitung wird ja allgemein anerkannt, die das antike Heidentum in mehreren seiner Strömungen zur Aufschließung der Menschen für den Gedanken einer übernatürlichen Angleichung an Gott bereitstellte.¹¹

Soweit dies angängig ist, sollen die antiken Ruinen konserviert werden und die Funde im Keller des Überbaues zur zweckmäßigen Aufstellung gelangen. Die Besucher dieses prächtigen Aussichtspunktes werden dann in dieser geschichtsgesättigten Gegend inmitten vielversprechender und auch haltender Weinkulturen alles finden, was Verstand, Herz und Ge-müt anregt. Und wenn eine möglichst große Zahl von Menschen dabei den Begriff Heimat erneuert erlebt, haben sich Aufwendungen und Mühen verzinnt.

Anmerkungen:

- 1) W. Schmid, Flavia Solva, Graz 1917. — 2) E. Diez, Flavia Solva, Wien 1949. — 3) Blätter für Heimatkunde, 15. Jahrgg., 1937, Heft 3/4, S. 52—55. — 4) Anzeiger Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. 1927, Abh. III—IV. — 5) R. Egger, Der Ulrichs-berg, ein heiliger Berg Kärntens, Carinthia I, 140. Jahrgg. 1949. — 6) Pauly-Wissowa, Real-Encyclopädie d. klass. Altertumswissenschaft, Band. IX., Stuttgart 1916. Isis. — 7) A. A. Barb, Noreia und Rehtia, Carinthia I, 143. Jahrgg. 1953. —

